Jubiläumsrede zum 100. Geburtstag des Langewiesche Verlags
am 5. Mai 2002 im Stadtmuseum Düsseldorf.

Gehalten von Gabriele Klempert, Herausgeberin des Kunstbuchanzeiger.

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren, liebe Freunde.

Beginnen wir also mit dem Nachdenken über 100 Jahre Verlaggeschichte, die auch eine 100jährige Geschichte deutscher Kulturvermittlung ist und an der drei Verleger beteiligt waren.

Als der Buchhändlerssohn Karl Robert Langewiesche sein Werk begann, ahnte er nicht, dass das düsterste Jahrhundert deutscher Geschichte beginnen sollte. Seine Welt kannte weder ARD noch RTL oder Berlusconi und auch nicht Hugendubel. Für die meisten Menschen war die Welt auf das beschränkt, was vor ihrer Haustür lag und das war bedrohlich genug, angesichts der vielen neuen Fabriken, die die Massen vom Land in die Städte trieb.

Diesen Arbeitern, die als „roh“ und „ungebildet“ galten, wollte Langewiesche die Bilder und Bildung zukommen lassen, die er selber genoß, die sich die kleinen Leute aber nicht leisten konnten. Täglich sah er sie vor der Schaufensterscheibe der väterlichen Buchhandlung, doch den Laden zu betreten trauten sie sich nicht.

Auch wenn seine Vaterstadt Rheydt nicht der Nabel der Welt war, fühlte sich Karl Robert dennoch ausreichend informiert und begabt, diesen Bildungsnotstand auszugleichen, wenn er es nur richtig anginge.

Die Inhalte seiner Bildungsmission schöpfte Langewiesche aus einer pietistisch geprägten evangelisch religiösen Umgebung, gepaart mit einer Portion missionarischem Eifer, auch wenn er - wie er seinen Grundschullehrer gern zitiert - „der alleinseligmachenden königlich preussischen Landeskirche mit einem Anflug von innerer Freiheit gegenüberstand“.

Nachdem Karl Robert 1894 seine Lehre beim Hofbuchhändler Hinrichs in Detmold beendet hatte, wo seine geistige Nahrung aus allerlei volkstümlichem Gedankengut bestand, fiel sein Interesse erstmals auf den schottischen Lehrer und Schriftsteller Thomas Carlyle. Dieser war ein erbitterter Gegner jeglichen Materialismus - um es deutlicher zu sagen, Karl Marx war nicht seine Sache. Carlyle setzte der rasant wachsenden Industrialisierung lieber eine gottgewollte, hierarchische Gesellschaft entgegen und pries das Ethos der Arbeit. Damit traf er genau die Gemütslage Langewiesches.

Nach einem Kurzaufenthalt in einer Schulbuchhandlung wechselt Karl Robert zur Internationalen Buchhandlung nach Genua, die der deutsche, aber längst italienisierte Antonio Donath führte. Doch statt mit internationaler Literatur beschäftigt sich Langewiesche zunächst damit, seine „untermenschlich entsetzliche“ Handschrift zu verbessern - wie er selber berichtet - und lernt die rechtwinklige Ordnung schätzen.

Seine Mittagspause verbringt er mit 10-Minuten-Schläfchen oder liest Theodor Storm und Gottfried Keller. Daneben studiert er fern der Heimat die Schriften des Urvaters Guido Westerwelles, nämlich Friedrich Naumann. Dieser war wie die meisten Schriftsteller, die Langewiesche schätzte ursprünglich Theologe, hatte sich aber der Politik verschrieben. Naumann suchte nicht nur die Arbeiter mit Hilfe christlicher Ethik in den Staat zu integrieren, sondern wollte auch deren nationales Bewußtsein stärken. In das Hausbuch der Langewiesches schrieb er wenig später: „Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns nur zwei Seiten ein und derselben Sache“.

Auch der Autor Heinrich Lhotzky war Theologe und vertrat eine religiös motivierte Philosophie, die sich im Laufe der Jahre allerdings in eine völkisch, nationalistische und antisemitische Haltung wandelte.

Wie wenig Langewiesche die europäische Politik trotz seines Aufenthalts in Genua überblickte, berichtet er uns in einer skurilen Anekdote.

Eine Zeitung zu lesen, galt Karl-Robert bis dato als verdummende Lektüre, was sich bitter rächen sollte. Als nämlich Italien die Schlacht von Adua gegen Abessinien, die jüngeren unter uns kennen es heute als Äthiopien, auf deren Seite die Deutschen standen, verloren hatte, rächte sich eine Horde Italiener mit einem Überfall auf die Buchhandlung, während Karl Robert dort allein und völlig ahnungslos seinen Dienst tat. Von Stund an versäumte er es nicht mehr, täglich wenigstens die Abendzeitung zu lesen.

Anschließend in Elberfeld, genoß er noch eine eigenwillige Literatur-Unterweisung durch einen bildungsbeflissenen Buchhändler, der ihn ansonsten aber damit beschäftigte, den Damen des Ortes christliche Romane mit Goldschnitt für drei Mark zu verkaufen. Auch in Berlin lernt Langewiesche, der es nun bedauert, weder Latein noch Griechisch zu beherrschen, eher den „geräuscharmen Ablauf eines Geschäftsbetriebes“, als dass er die Nähe Intellektueller suchte. Die einzige uns bekannte Ausnahme ist die Begegnung mit dem später berühmten Kunsthistoriker Max Sauerlandt, der sein Autor wurde.

Auch wenn dieser Werdegang sich heute in unseren Ohren kleinbürgerlich und spießig anhört. Seien wir gerecht. Dieser junge Buchhändler dachte nicht an Karriere und Spaß, er wollte eine Botschaft überbringen, eine Bildung verbreiten, von der er hoffte, sie würde die Menschen erfreuen und ihnen dienen.

Derlei nun ausgerüstet mit bürokratischem, religiösen und literarischem Wissen entwarf Langewiesche seinen beruflichen Fortgang. Nachdem er die Gründung einer Volksbuchhandlung für Arbeiter verworfen hatte - denn es fehlte an preiswerten und

geeigneten Büchern - entschied er sich, einen Verlag zu gründen und stellt nun fest, „dass man das Verlegersein im Grunde gar nicht erlernen könne, denn vor den rein praktischen Fragen stehe der Verleger selbst, seine innere Existenz, ja, sein ganzes Sein“.

Am 1. April 1902 bezieht er in Düsseldorf-Grafenberg ein kleines Büro und macht sich Gedanken, womit er beginnen solle.

Was lag da näher - seinem Sein und innerer Existenz folgend - die Arbeiterschaft vor seiner Haustür mit einer Auswahl von Schriften Thomas Carlyles zu beglücken. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ betitelte er seine erste Arbeiterunterweisung. Dabei war dieser Titel eigentlich ein Übersetzungsfehler. Thomas Carlyle hatte Goethes Zeile „wir heißen euch hoffen“ übersetzt mit „work and dispair not“ und diese Zeile schwappte dann wörtlich übersetzt zurück nach Deutschland, wo sie ihm als Wandspruch zu seiner moralischen Aufrüstung diente.

Dieses Motto machte er dann nicht nur zu seinem Leitmotiv, sondern ließ es auch in sein Signet einarbeiten. Gestatten Sie sich unbedingt draußen einen Blick auf dieses Signet, das ganz im Sinne der Lebensreform einen vor Kraft strotzenden nackten Mann zeigt, der - ganz arbeitergerecht - mit mächtigem Schlag auf einen Amboss ausholt. Leider wurde dieses Signet als Plagiat erkannt. Warum er dann den Amboß in einen Stein in Gestalt eines Frauenkopfes umzeichnen ließ, ist bis heute unbekannt. Dieses Geheimnis ließe sich vielleicht lüften, wenn man das noch wenig erforschte Archiv des Verlages, dass sich in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt befindet, gründlich durchforstet.

Genau heute vor hundert Jahren verschickt Langewiesche sein Eröffnungsschreiben und offeriert der staunenden Fachwelt seine „vornehmen Massenartikel“. Die Kritik kommt prompt aber meist anonym, wobei man sich besonders am Wort „vornehm“ in Verbindung mit „Massen“ rieb und sich fragte, warum er ausgerechnet im Industriegebiet Düsseldorfs einen Verlag eröffnete.

Dennoch, die „vornehmen Massenartikel“ waren geboren und sollten Millionen deutscher Bücherschränke füllen.

Es erschienen nun zahlreiche erbauliche und belehrende Schriften berühmter Autoren als Textbände oder als nützliche Hauskalender.

Leicht zu lesen, leicht zu verstehen und ungeheuer preiswert. Eigentlich ähnlich dem, was wir heute in den Kettenbuchläden finden.

Langewiesche aber für diese leichte Kost zu verurteilen, besteht kein Grund. Ihm lag an den Lesern, der wirtschaftliche Erfolg war nachgeordnet, was man heute selten antrifft.

Und rasch war auch das Interesse der Buchhändler geweckt. Langewiesche überschüttete den Handel mit einer völlig neuen Reklametechnik. Das erste Scheibenplakat ist seine Idee, ebenso wie Rabatt-Offerten und Sonderangebote. Nur, damals führte dies zu einem Anwachsen der Lesegesellschaft, während man heute die immer weniger werdenden Buchkäufer sich streitig zu machen versucht.

Auch kannte Langewiesche genau seine Zielgruppe und es entging ihm nicht, dass der Volksmund gern Zeitschriften oder Romanheftchen nach ihrem farblichen Erscheinungsbild benannte, was ihn auf die Idee brachte, seine zufällig in Blau gehaltenen Bücher mit dem Begriff „Die Blauen Bücher“ zu belegen. Die Reihe wurde also geboren, ohne dass sich Langewiesche dazu einen teuren Image-Designer leistete.

Die folgenden Jahre waren gekennzeichnet von konservativ geprägten Büchern wie z. B. Heinrich Lhotzky’s „Die Seele deines Kindes“, das in ganz Europa ein Riesenerfolg wurde. Bald darauf führt Langewiesche seine Leserschaft auch in das Reich der Kunst. Wobei Max Sauerlandt - ganz im Sinne der Lebensreform - die griechische Antike zum „goldenen Zeitalter“ idealisiert, dessen höchste Güter „Aufrichtigkeit und Schönheit, ethisches Bewußtsein, Freiheit, Natürlichkeit und Gesundheit“ seien. Und die Zeitschrift „Werkkunst“ lobt: „so könne man Kunst popularisieren!“.

Heute wird jede Kunst zum kurzweiligen Event, das Lesen aber leistet sich nur eine verschwindend kleine Minderheit.

Auch mit dem schwedischen Maler Carl Larsson trifft Langewiesche wieder ins Schwarze. Sein Titel „Das Haus in der Sonne“ passte genau zur Sehnsucht nach Licht und Luft und einfachen Lebensformen im noch kaiserlichen und zunehmend industrialisiertem Land.

Doch lange konnte Langewiesche diese Art „Zweitverwertung“ von längst bekanntem nicht durchhalten. Da es ihm aber fern der intellektuellen Zentren an Kontakten zu bekannteren und aktuelleren Autoren fehlte und er darüber hinaus für seine Massenartikel keine großen Honorare zahlen konnte, mußte der Zufall helfen. Und so filterte er aus den ihm reichlich angetragenen Manuskripten nach seinem Geschmack das Passende aus.

Auf diese Weise gewann er den Autor, ebenfalls Pfarrer, Hans Wegener, der ihm sein Manuskript: „Wir jungen Männer - Über das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe“ anbot. Die „ungebildeten“ hatten wohl weniger Probleme damit oder sollten auf diese Weise noch „gebildet“ werden. Langewiesche interpretierte das vorgelegte Manuskript aber auch als Hinweis des Autors, dass es Zeit sei zu heiraten. Wenig später, das Buch war inzwischen erschienen, heiratete er 1909 Stefanie Rampelmann, die in Stuttgart und Düsseldorf Graphik studiert hatte.

Das Buch mit dem heiklen Thema wurde ein Riesenerfolg und erschien bis 1942, lange nach dem Tod Langewiesches, dann aber reichlich aufgerüstet mit quälend völkischen und antisemitischen Äußerungen.

Auf der Suche nach Autoren und Themen verlor Langewiesche nie sein Anliegen aus den Augen, sozialreformerisch wirken und ethisch bilden zu wollen. Dabei bemerkte er offenbar nicht, dass sich in Deutschland zunehmend nationales Gedankengut breit machte. Für den Wandel vom Sozialreformer zum Nationalisten genügte ein viertelstündiges Gespräch mit Wilhelm Pinder, einem berühmten Kunsthistoriker, der

fasziniert war von der Weltmachtpolitik des Kaisers und der später den Nationalsozialisten nahestand. Langewiesche schreibt begeistert von dieser Begegnung, und dass diese ihm dazu verholfen habe „nun endlich ein guter Deutscher werden zu wollen“.

1910 erschienen dann die ersten Bildbände zur Kunst, die bis in die 60er Jahre den Stempel „deutsch“ aufgedrückt bekamen, auch wenn diese kunsthistorisch gar keinem Nationalstaat zuzuordnen waren und es bis heute nicht sind, was viele Kulturfreunde immer noch nicht recht einsehen wollen.

Und als zu Beginn des 1. Weltkrieges die Männer zu den Waffen gerufen wurden arbeitet Langewiesche an dem Buch „Die schöne Heimat - Bilder aus Deutschland“, das einst für Auslandsdeutsche gedacht, nun den Frontsoldaten die Rettung derselben als scheinbares Motiv für einen sinnlosen Krieg hergeben sollte. Rückblickend berichtet er 1919, wie er voller Freude monatelang im herrlich von der Sonne durchleuchteten Zimmer gesessen habe und tausende Bilder deutscher Lande mit größter Sorgfalt auswählte.

Dennoch empfand er auch Mitleid mit den Opfern. Als Paul Rohrbachs „Weltpolitisches Wanderbuch“ beschlagnahmt wurde, weil es die Kampffreudigkeit der Truppe gefährdete, empört dies Langewiesche. Denn Rohrbach verurteilt die Greueltaten an den Armeniern von 1908 und nicht etwa die noch viel schlimmeren von 1915, von denen die ganze Welt inzwischen wußte, aber nur in Deutschland nicht darüber gesprochen werden durfte.

Nach dem Krieg, in den zwanziger Jahren, nimmt Langewiesche nun modernere Themen der Bildenden Kunst, der Architektur und Fotografie auf, bleibt aber er weiterhin dem Deutschen verbunden. So besteht er darauf, dass der Vorname des Bildhauers Ernesto De Fiori deutsch formuliert werden sollte, damit das Blut der deutschen Mutter kenntlich würde und nur mühsam gelingt es Sauerlandt wenigstens eine Skulptur von Ernst Barlach in das Buch „Deutsche Bildhauer um 1900“ aufzunehmen.

Mit dem Architekturhistoriker Walter Müller-Wulckow streitet sich Langewiesche über Kubusbauten und Flachdach. Überhaupt sollte eigentlich die Moderne nicht zwischen seine Buchdeckel kommen, zum einen weil er sie ablehnte, zum anderen, weil ihm sein Publikum dafür nicht ausreichend vorbereitet schien.

Wirklich Neues enthielten Langewiesches Bücher selten, dennoch verstand er es aber das Neue durchscheinen zu lassen. Seine letzten drei Bildbände, die er vor seinem Tod noch herausbringen sollte, liegen heute wieder vor, und geben - ergänzt mit Kommentaren zu ihrer Entstehung und Wirkung - ein dichtes Bild der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Ende der zwanziger Jahre war Langewiesche im Bildungsbürgertum so erfolgreich, dass er seine Arbeiterschaft fast aus den Augen verlor. Umso heftiger umarmte er sie nun noch einmal. „Das Gute für Alle“ lautete das Rezept für seine preiswerten „Werkzeuge

zur Bildung“ wie er die Reihe dem Handel anpries. Dabei nahm er noch einmal den Hammer zuhilfe und gab der Reihe den Namen „Der eiserne Hammer“.

Das erste Buch „Arbeit bringt Freude - Worte großer Denker“ wurde ein Flop, aber die folgenden, die sich nun auch ganz praktischen Fragen widmeten, wurden enorm erfolgreich. Renate Künast hätte an dem Büchlein „Was essen?“ ihre wahre Freude gehabt.

Auf diese Weise mit neuem Schwung beseelt sucht Langewiesche 1927 einen neuen Mitarbeiter. Die Entscheidung viel auf Hans Köster, der spätere Nachfolger Langewiesches und Vater des heutigen Inhabers Hans-Curt Köster.

Hans Köster war genau der Mann, den Langewiesche brauchte. 25 Jahre jung aber schon international versierter Buchhändler, der des Reisens müde, berufliche Sicherheit suchte, da es Zeit war, eine Familie zu gründen.

Da die Langewiesches ohne Kinder blieben, entwickelte sich zu dem jungen Köster bald ein fast familiäres Verhältnis. Und obwohl Hans Köster eigentlich für den Vertrieb und die Werbung zuständig war, ließ sein Chef ihn dennoch zu Autoren reisen, was beinahe einen größeren Flurschaden angerichtet hätte als der junge Mann meinte, einem hochdekorierten Professor richtiges Deutsch beibringen zu müssen. Auf dessen Protest hin reiste Langewiesche dann selber an und stellte sich schützend vor seinen jungen Hoffnungsträger.

Nur vier Jahre waren dieser Zusammenarbeit vergönnt, am 12. September 1931 stirbt Karl Robert Langewiesches völlig unerwartet.

Und so bleibt auch die Frage unbeantwortet, was Langewiesche damit gemeint haben könnte als er in seinen Erinnerungen 1930 noch einmal schreibt: „Deutschland ist noch da, und seine Kraft ist unbeschädigt und unverwüstlich. Dienen wir ihm. Ein jeder an seiner Stelle“.

Beinahe wäre auch mit dem Tod Langewiesches das Ende des Verlages gekommen, denn Stefanie, von der Karl Robert berichtet, ihr fehle es an verlegerischer Praxis, wollte den Verlag an einen damals bereits nationalsozialistisch orientierten Hamburger Verlag verkaufen. Da Hans Köster seine Gefolgschaft verweigerte, übertrug Stefanie Langewiesche die Geschäftsführung dem nun Dreißigjährigen Hans Köster, behielt es sich aber vor, über das Programm allein zu entscheiden.

So führten die beiden fort, was sie in Langewiesches Sinn wähnten. Die Titel wurden immer „deutscher“ und 1939, als die Rüstungsmaschinen schon laut dröhnen und Deutschland Polen überfiel, erscheint ausgerechnet ein Buch mit dem heiteren Titel „Es blüht in Deutschen Landen“.

Die Texte werden nun immer nationalsozialistischer. Wir kennen die Worte unserer Eltern und Großeltern, was sollte man machen, es mußte doch weitergehen und wenn man selber keine Feldpostausgaben für die armen Jungs an der Front herausgab, taten es die anderen. Bertelsmann übrigens hatte 1942/43 an den Feldpostausgaben einen Anteil von rund 60%. Und noch im Frühjar 1945, als Deutschland eine Trümmerlandschaft war,

Millionen Tote zu beklagen waren und kein vernünftiger Mensch mehr an einen Sieg dachte, dachte Stefanie Langewiesche daran, den Titel „Die Unbesiegten - Worte deutscher Denker“ wieder aufzulegen, nun gereinigt von jedem Wort, das auch nur näherungsweise mit dem Judentum in Verbindung gebracht werden konnte. Oder sie streicht ausgerechnet einen Spruch Lhotzkys, wo dieser zur Gewaltlosigkeit aufruft.

Zum Druck des Buches kam es nicht mehr, denn Mitte 1945 wurde dem Verlag ein Produktionsverbot auferlegt, das bis 1949 galt. An die Überlegenheit der Herrenrasse glaubten in diesen Jahren sowohl Stefanie Langewiesche als auch Hans Köster und auch daran, dass die Amerikaner nur wegen ihres Massenaufgebots und nicht aufgrund ihrer besseren Technik, den Krieg gewonnen hätten.

Erst weit in den 80er Jahren wagte es Hans Köster gegenüber seinem Sohn aus dieser Zeit zu erzählen. Er tat es schweren Herzens und doch mit Erleichterung. Und es tat beiden gut, diese Zeit ohne persönliche Kritik zu betrachten, um besser zu verstehen, was in Deutschland geschehen war und wieviel der Verlag Langewiesche dazu beigetragen haben könnte.

Hans Köster bedauerte nicht nur seine Mitgliedschaft in der NSDAP, sondern auch, nicht den Mut gefunden zu haben, Manuskripte abzulehnen, denn das hätte vermutlich nicht nur seine Mitarbeit im Verlag beendet, sondern die Arbeit des Verlages insgesamt.

Zu groß war auch die Loyalität Hans Kösters gegenüber den Langewiesches, denen er vertraute und denen er über deren Tod hinaus immer nahestand.

Auch blieb in den Gesprächen offen, welchen Anteil Stefanie Langewiesche daran hatte, dass das Verlagsprogramm ganz auf nationalsozialistischer Linie lag. Keinesfalls darf man Hans Köster aber nun als überzeugten Nationalsozialisten beschreiben, er war wie viele ein Rädchen im Getriebe und ich beschreibe den alten Herrn, den ich selber noch sehr schätzen lernte deswegen hier so offen, damit sein Handeln uns als Warnung dienen mag und nicht geignet ist, ihn zu verurteilen. Besonders auch deswegen nicht, weil auch wir es nicht vermocht haben, den wieder bedrohlich aufkeimenden Nationalismus eindeutig und endgültig in die Schranken zu weisen.

Auch nach dem Ende des Krieges tat sich zunächst nichts Neues. Nicht nur die Druckplatten hatten den Krieg überstanden, auch die Inhalte erfuhren nur wenig Korrektur. 1952 erschien zum 50 Jubiläum noch einmal der Verkaufsschlager der Kriegsjahre „Die schöne Heimat“ und so „deutschte“ es noch eine Weile weiter.

Erst 1955, ein Jahr vor dem Tod von Stefanie Langewiesches, trat ein Wandel ein. Es war eine Einladung der alten Jungbuchhändlerfreunde Hans Kösters, die ihn zur ersten documenta nach Kassel einluden und die ein Schock war für den nun Mitte fünzigjährigen. Ab 1956, nachdem Hans Köster den Verlag von Stefanie Langewiesche als Nachfolger übernommen und weitere Erben ausgezahlt hatte, knüpfte Hans Köster diese alten Kasseler Verbindungen wieder neu.

In allen Ländern der Welt rührten sich nun emigrierte Autoren, Buchhändler und Verleger, um das Nachkriegsdeutschland mit Büchern einer Kunst zu versorgen, die viel zu lange als verfehmt gegolten hatte. Und während Hans Köster noch mit sich selber Rat hielt, wie er mit dieser Kunst umgehen sollte, stürmten neue Verlage auf den Markt, die mit ihren Buchproduktionen neu und unverdächtig die Regale der Buchhandlungen füllten.

Der nun erstmals allein entscheidende Verleger Hans Köster nahm nicht nur diese neuen Strömungen und Kontakte auf, sondern setzte sie auch vorsichtig um. So entstand das Buch „Brücken“ von Paul Bonatz, als ein Zeichen der Versöhnung mit dem geschundenen Europa, es erschienen die „Malerei **in** Deutschland“ und nicht mehr „**deutsche** Malerei“ von Georg Schmidt aus Basel, ebenso wie Käthe Kollwitz und nun auch Ernst Barlach, zum ersten Mal als Künstlermonographie und viele andere. Und sogar Oskar Kokoschka war so sehr daran interessiert, im Langewiesche-Verlag zu erscheinen, dass er auf sein Honorar verzichtete, damit seine Bilder farbig gedruckt werden konnten. Das war eigentlich längst gang und gebe, erlaubte aber nicht den für den Verlag immer noch üblichen niedrigen Verkaufspreis, woran dem Künstler besonders gelegen war.

Dennoch, es fehlte dem Verlag nicht nur an genügend Kapital, um die alten Klischees im wahrsten Sinne des Wortes auf den Kehricht der Geschichte zu werfen, es fehlte Hans Köster auch an jungen Gesprächspartnern.

Sohn Hans-Curt war zwar zu einem wenn auch kritischem Ratgeber seines Vaters herangewachsen, widmete aber ansonsten sein jugendliches Interesse lieber der Fliegerei, Friedrich Nietzsche und sogenannter Negermusik und erlernte ganz nebenbei über seinen Lieblingssender, den AFN reinstes amerikanisches Englisch, wofür Vater Hans überhaupt kein Verständnis hatte.

Erst 1968, nachdem Sohn Hans-Curt sich vornehmlich in München und Berlin mit der geistigen Nahrung der frühen 68er-Bewegung versorgt hatte, fanden seine Lehr- und Wanderjahre ein Ende. Er selbst nennt sich gern 63er, statt 68er, da er die Gewaltbereitschaft der 68er stets ablehnte. Also, 29 Jahre war der 63er alt als sein Vater, nun 66-jährig ihn im Verlag aufnahm und mit der Werbung betraute, wie er selbst dies einst zur Aufgabe bekam.

Sie ahnen vielleicht, welche geistigen Verrenkungen Hans-Curt durchlaufen hat, bis er im Werbetext zu dem Buch „Tore, Türme, Brunnen“ aus dem Jahr 1921 einen respektablen Bürgersinn ans Licht brachte. Und welche Qualen der junge Köster litt „Siebenbürgen und seine Wehrbauten“ dem Handel anzupreisen, das erstmals 1941 von der Wehrmacht finanziert erschienen war. Er drechselte am Text, bis er die urdemokratischen Wurzeln dieser ehemals deutschen Siedler zufassen bekam, die Bilder sollten dann für sich

sprechen. Als Hans-Curt drei Jahre später den Verlag vom Vater übernahm, wurde das Lager erst einmal gründlichst geräumt.

Aber auch das Blau der „Blauen Bücher“ verursachte bei Hans-Curt eine Art Farbenblindheit, die nach braun tendierte. Die Versöhnung mit dieser Himmelsfarbe trat erst in den 80er Jahren ein, als der Handel schon davon ausging, es gebe „Die Blauen Bücher“ gar nicht mehr.

Und während sich der Senior noch bis 1986 beharrlich mit Kirchenführern traditioneller Art beschäftigte, erneuerte Hans-Curt das Programm radikal.

Dazu verhalfen ihm - wie schon dem Vater - ausländische Kontakte. Bis heute gibt es die sogenannte Motovun-Group, zu deren Gründungsväter Hans-Curt zählt. Diese Gruppe Bildband-Verleger, die sich aus allen Nationen der Welt zusammensetzte, hatte es sich zur ursprünglich Aufgabe gemacht, eine „Bibliothek der Dritten Welt“ zu errichten, um dazu beizutragen das die Kulturen der verschiedenen Ethnien sich einander besser verstanden. Die Gruppe feiert dieses Jahr ihr 25-jähriges Bestehen, hat sich aber über die Jahre von dem damals hochgesteckten Ziel der Kulturen-Verständigung einiges entfernt. Heute dient sie vornehmlich der Vermarktung von allseits bekannten Inhalten. Aber möglichweise besteht in diesem Jahr angesichts des 11. September ein Umdenken.

Aus der Motovun-Group gingen zu Beginn zahlreiche hochkarätigen und erfolgreiche Kunstbildbände wie z. B. die Dürer Monographie von Peter Strieder hervor, die in sieben Sprachen, sogar ins Japanische übersetzt wurde.

Vorher schwappte aber noch einmal Carl Larsson ins Land, worauf sich bis heute eine Fan-Gemeinde dieses Malers des glücklichen Heimes stützt und die je nach politischer Weltlage auf und ab tendiert. Ist irgendwo Krieg steigt die Beliebtheit des Künstlers übrigens an. Entschuldigung, wir haben das beobachten können. Dabei ist Carl Larsson keineswegs der nette unpolitische Maler eines verlogenen Familienglückes gewesen, für den ihn hochnäsige Kunsthistoriker gern halten.

Und dann kam das Buch über die Fachwerkkirchen Hessens, nicht in Häppchen und nicht einfach nur populär, sondern jede einzelne wird benannt, so dass keine von ihnen mehr der Spitzhacke zum Opfer fallen konnte. Es folgte ein Katalog aller Zechen an der Ruhr, was man im Bergbaumuseum für undurchführbar hielt und es entstand ein Katalog aller Synagogen, der akribisch erzählt, was **nach** 1945 mit ihnen geschah und viele Dorf-Bürgermeister ausgesprochen nervös hat werden lassen.

Und „Die Madonna Platytera. Entwurf für ein Christentum als Bildoffenbarung anhand der Geschichte eines Madonnenthemas“, von Adolf Weis. Ein solch kryptischer Titel wäre Langewiesche niemals eingefallen. Dieses spannende Buch hätte eigentlich die Kunsthistorikerwelt und die Katholische Kirche gleich mit revolutionieren können sowie die Bildtypengeschichte auf den Kopf gestellt, wäre der Text nicht so hochakademisch dahergekommen. Ich wollte immer eine genießbare Übersetzung daraus machen, was mir die Witwe des Autors allerdings verwehrte. Nun hat es vorübergehend auf dem Friedhof

der teuren Flops intellektuellen Wahnsinns seine Ruhe gefunden und harrt dort seiner erlösenden Popularisierung.

Dennoch taugt Hans-Curt Köster keineswegs zum Populisten. Dicke Worte und große Helden lehnt er stets ab. Und auch der Meister mit den begnadeten Händen, Tilman Riemenschneider, hat nun die Ehre erhalten, von seinem Podest der unerreichbaren Höhenluft heruntergeholt worden zu sein, denn das neue Buch über diesen Meister stellt erstmals auch seine Werkstatt vor. Er kann also wieder als Mensch aus seinem Grab zu uns sprechen. Dieses Schicksal würde Hans-Curt auch gern noch Albert Schweitzer zukommen lassen. Die Nachfrage zu diesem Menschen hält sich allerdings heutzutage leider in Grenzen.

Die Deutschen Dome wurden endgültig 1984 zu Grabe getragen und die Kirchen und Klosterführer mit einem neuen Konzept versehen. Nicht mehr die Baunähte werden heute gezählt, sondern jedem Raum und jedem Kirchenmöbel ein „qui bono“ ein „wem nützt es“ vorangestellt, d. h. Fragen zur Mentalitäts- zur Theologiegeschichte zur Wirtschafts- und sogar Technikgeschichte möglichst mit beantwortet. Darum fragt Hans-Curt Köster jeden Neukunden erst einmal, ob dieser ein gutes Buch wünsche oder ein „schnelles“ Meist entscheiden sich die Kulturverwalter dann für ein gutes Buch. Bei Kösters Lieblingsautor Wolfgang Erdmann kann das dann bis zu fünf Jahre dauern.

Wie es weitergehen wird, wissen wir nicht, aber noch ist Platz auf den Schultern der Alten Freiräume zu erobern, Geistesgrenzen zu sprengen und neue Wege zu finden.

Und so lassen Sie mich heute doch etwas feiern. Nämlich dass es Hans-Curt Köster nicht nur gelungen ist, zäh er selbst zu bleiben, sondern auch, dass er die Beharrlichkeit und Geduld hatte, die Geschichte des Langewiesche-Verlages trotz der Widrigkeiten und der finsteren Jahre seines Bestehens wenn auch mit anderen Inhalten aber dennoch fortzuschreiben.

Ohne Hans-Curt Köster wäre der Verlag heute **nicht** mehr und wir hätten **nicht** die Erfahrung machen dürfen, dass man aus Geschichte lernen kann, sie nicht endgültig ist, dass jedes Tagebuch die Möglichkeit einer Umkehr enthält.

Wenn wir zu müde geworden sind, müssen die jüngeren ran. Für den Langewiesche-Verlag könnte das gleiche gelten wie für ein altes Haus, wenn wir es zu leichtfertig abreißen, zerstören wir Geschichte aus der sich etwas lernen läßt.

Warten wir, was da kommt.